

Interview

„Meine Wut ist mein Motor“

11. August 2026, 14:50 Uhr | Lesezeit: 10 Min.



„Ich bin ein Zugereister, ich bin ein sozialer Immigrant“: Ulrich Schneider ist in einem Arbeiterviertel im Ruhrgebiet aufgewachsen.

Imago Stock

Ulrich Schneider ist Deutschlands bekanntester Soziallobbyist. Ein Gespräch mit dem früheren Chef des Paritätischen

Wohlfahrtsverbands über seine Kindheit im Ruhrgebiet, seinen neuen Job bei der Linken und über Neil Young.

Interview von Claudia Fromme

▶ Artikel anhören



Merken



Teilen



Feedback



Drucken



SZ bei Google bevorzugen

Ulrich Schneider öffnet die Tür zu seinem Haus in Lichterfelde im Südwesten Berlins. Weißes Hemd, Jeans, Kette mit Ring um den Hals. Draußen ein großer Garten mit Hühnern, Tomaten, Obstbäumen und Teichen. Drinnen Bücher, Gitarren, zwei Katzen. 25 Jahre lang war er Hauptgeschäftsführer beim Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband. Nun ist er im Ruhestand, der bei ihm natürlich keiner ist. Seine Koteletten sind geblieben, sein Kampfgeist auch.

SZ: Herr Schneider, auf dem Weg von der S-Bahn zu Ihnen sah ich Gründerzeitvillen, einen Biomarkt, Werbung für eine Ballettschule. Ziemlich bürgerlich hier, oder?

Ulrich Schneider: Ja, das ist ein „wohlsituiertes“ Viertel. Oder es macht zumindest den Eindruck. Ich kenne hier einige Leute, die sehr wenig Geld haben. Die wohnen in dritter Generation in ihrem kleinen Haus, wenn die jetzt eine Wärmepumpe einbauen müssten, wären die pleite. Unser Haus ist von 1923, wir haben es vor mehr als 25 Jahren günstig gekauft, das ist heute vorbei. Wir sind hier wahrscheinlich alle Millionäre, aber nur, wenn wir unsere Häuser verkaufen. Und dann? Müssten wir aus Berlin wegziehen, denn die

Mieten oder Eigentum kann man sich hier nicht mehr leisten.

Sie sind in Oberhausen in einem Arbeiterviertel aufgewachsen. „Alles war eng, alles war klein“, schreiben Sie in Ihrem neuen Buch „Mutti, komma ans Fenster!“. Hört sich sehr anders an als Ihr Leben heute.

Eine andere Welt, ja. Wir haben in zwei Zimmern gewohnt, die Eltern, meine Schwester und ich. Wir Kinder sind immer im elterlichen Schlafzimmer eingeschlafen, und wenn die ins Bett gingen, wurde ich zur Seite gerollt, und meine Schwester ging ins Wohnzimmer. Das war total verqualmt, damals haben ja alle geraucht wie blöde. Als wir in eine etwas größere Wohnung umgezogen sind, bekam sie ihr eigenes Zimmer, vier Quadratmeter mit Klappbett, und ich den Platz auf der Couch, da war sie 18 und ich 13. Als sie zwei Jahre später auszog, bekam ich ihr Zimmer. Eigentlich war das Wahnsinn, wie wir gewohnt haben. Aber damals war das für uns normal.



Ulrich Schneider als Junge in Oberhausen.
privat/Westend Verlag

Weil Sie es nicht anders kannten?

Es hat eine gewisse Selbstverständlichkeit, wenn man nichts hat. Ich habe uns auch nicht als arm wahrgenommen. Im Ruhrgebiet waren in den Sechzigern und Siebzigern mehr als 60 Prozent der Menschen Arbeiter. Dass man nicht immer ins Schwimmbad konnte oder Ähnliches, weil das Geld nicht da war, das ging allen in der Straße so. Mein Vater hat am Ende 740 Mark brutto im Monat verdient, das sah ich nach seinem Tod 1977 im Witwenrentenauszug meiner Mutter. Das war aus heutiger Sicht deutlich unter der Armutsgrenze, davon hat er uns ernährt.

Das ist sehr wenig Geld.

Mein Vater war ein ewig Beschissener, ich muss das so sagen. Er ist mit 58 erwerbsunfähig geworden und mit 61 gestorben, da wurde ich gerade 18. Als ich nach seinem Tod Zeit hatte, über alles nachzudenken, wurde ich immer wütender. Eine gewisse Scham war auch dabei, dass ich mich nicht früher mit meinem Vater auseinandergesetzt hatte. Man sitzt zusammen, spielt Skat, trinkt ein Bierchen. Aber wirklich intensiv mit seinem Leben auseinandergesetzt habe ich mich nicht.

Hat er nie mit seinem Leben gehadert?

Er hat nie geklagt, er hat im Grunde alles hingenommen. Das war vielleicht das Schlimmste. Er hatte als Bilderrahmer und Buchbinder eine Ausbildung gemacht, dann kam der Arbeitsdienst, die Wehrmacht, die russische Gefangenschaft. Nachdem er 1948 als Spätheimkehrer zurückgekommen war, schlug er sich als Bierfahrer durch. Dann war der Führerschein weg, die haben ja alle getrunken damals, und er ist zum Werkschutz gegangen. Zuletzt hat er in einer Kläranlage Schlamm geschaufelt, bis er nicht mehr konnte. Er hat die Rente nicht mehr erlebt, hat sich kaputtgemacht für nichts. Das hat mich so wütend gemacht.



Seine Eltern Franziska und Joseph Schneider.
privat/Westend Verlag

Sie sind der bekannteste Soziallobbyist im Land. Dass Sie sich drei Jahrzehnte beim Paritätischen Wohlfahrtsverband engagiert haben, der sich für die Schwächeren in der Gesellschaft einsetzt, hat viel mit Ihrer Biografie zu tun, oder?

Ja, natürlich. Meine Wut ist mein Motor. Aber das ging nicht erst mit dem Paritätischen Wohlfahrtsverband los. Ich hatte ein Einser-Abi, Latinum, Graecum, alles. Alle rieten mir, Medizin oder Jura zu studieren. Ich habe aber Erziehungswissenschaften studiert, in Münster. Dort habe ich ein Obdachlosenprojekt geleitet und Kinder aus armen Familien unterstützt. Für die hat sich die feine Beamtenstadt nicht interessiert, die gab uns nicht einmal Räume. Armut will in unserer Gesellschaft keiner sehen.

Haben Sie das als Kind auch so wahrgenommen?

Nein, gar nicht. Man merkt erst, dass irgendetwas nicht stimmt, wenn man andere kennenlernt, die etwas haben. Bei mir war das mit dem Eintritt ins Gymnasium. Plötzlich hatte man Freunde, die hatten eigene Zimmer. Manche Eltern hatten sogar ein eigenes Haus und schöne Autos. Mich hat das ziemlich eingeschüchtert.

Hätte Ihr Haus hier mit dem Garten Sie auch eingeschüchtert?

Ganz klar. Eigentlich komisch, oder? Es ist bis heute so, dass ich merke, dass ich unsicher bin oder eine Aversion entwickle, gelegentlich bis zur Aggression, wenn mir das zu abgehoben wird. Da fühle ich mich nicht wohl. Ich bin ein Zugereister, ich bin ein sozialer Immigrant. Ich habe beim Paritätischen jeden Empfang, jede Feier mitgenommen, weil es die Chance gab, mit Politikern ins Gespräch zu kommen, die meine Anliegen unterstützen könnten. Manche davon empfand ich als etwas überkandidelt. Auf das Schickimicki hätte ich gut verzichten können. Als ich in den Aufsichtsrat der Sozialbank kam, war es wohl meine größte Leistung, den Trend zu setzen, dass es beim Abendessen erst einmal ein Bierchen gab, bevor man zu edleren Aperitifs überging.

„Früher gingen Abifeiern so: Kiste Bier, Gitarre, Knutschen. Heute zahlt man 80 Euro Eintritt und alle tragen Abendkleider.“

Aber das ist auch nur eine Pose. Es ändert sich doch nichts an den sozialen Verhältnissen, wenn man Bier trinkt.

Es ist ein Zeichen, dass nicht immer nur die den Ton angeben, die das Geld haben. Damals im Ruhrgebiet, da haben die nicht so wohlhabenden Schichten das gesellschaftliche und kulturelle Leben bestimmt. Taubenzucht, Bergarbeiterchor, so etwas. Heute setzt eine kleine Schicht von Leuten mit Geld die Standards. Wenn ich arm bin, also weniger als 60 Prozent des mitt-

leren Einkommens habe, werde ich heute permanent berieselt mit dem, was ich sein und haben müsste, vor allem durch das Internet. Da fühlt man sich wie der letzte Arsch. Das spaltet die Gesellschaft. Früher gingen Abifeiern so: Kiste Bier, Gitarre, Knutschen. Kostete nix. Heute zahlt man 80 Euro Eintritt und alle tragen Abendkleider. Beim Abiball meiner Kinder gab es Eltern, die erst um 20 Uhr kamen, da war der Eintritt billiger, weil das Buffet schon abgegrast war.

Ihr Lebenslauf weicht vom klassischen Weg eines Arbeiterkindes ab: Abitur, Studium, Promotion, gut dotierter Posten, Interviews in den „Tagesthemen“, Haus mit Garten. Hat Ihre Mutter sich über Ihren Weg gefreut, hätte auch Ihr Vater es getan?

Mein Vater ist wenige Tage nach meinem Abitur gestorben, aber dass ich zum Gymnasium ging, das fand er gut. Er hätte ja auch sagen können: „Junge, geh arbeiten, damit Geld reinkommt.“ Meine Mutter hat mich im Fernsehen gesehen, aber sonderlich beeindruckt war sie davon nicht. Wohlstand und Erfolg haben sie kaltgelassen, was sie beeindruckt hat, war, wenn ich mit meinen Kindern gespielt habe. Für sie war das Weltliche nicht so das Thema. Sie war brutal katholisch, Spätaussiedlerin, aktiv bei der Legio Mariae, eine Nahkämpferin Gottes. Sie wollte, dass ich Pfarrer werde. Ich war dann immerhin Messdiener und bei den Pfadfindern. Dass unsere Wohnung in Oberhausen im Rotlichtviertel war, das fand sie unangenehm. Als Kinder wurden wir oft von Männern gefragt: „Wo Puff?“, und wir haben denen dann den Weg gezeigt. Gab manchmal ein paar Groschen.

Man hört öfter von Ihnen den Satz: „Deutschland zerlegt sich selbst.“ Wie groß ist der Zerlegungsgrad gerade angesichts der Reformvorhaben der Regierung Merz?

Selten wurde der Sozialstaat so zerlegt wie derzeit. Die Kürzungen bei den Sozialleistungen treffen vor allem Menschen, die in prekären Lebensverhältnissen sind: Das Wohngeld wird gekürzt, ebenso der Unterhaltsvorschuss für Alleinerziehende, der Kindersofortzuschlag, die Geldleistung in

der Pflegestufe 1. Wenn ich das hochrechne: Mehr als acht Millionen Menschen in Deutschland wären davon betroffen, das sind zehn Prozent der Bevölkerung. Das hat nicht mal Gerhard Schröder hinbekommen mit seiner Agenda 2010. Der hat sich auf Arbeitslose kapriziert und damit vier Millionen Menschen erreicht.



„Selten wurde der Sozialstaat so zerlegt“, sagt Ulrich Schneider.
Sven Serkis

Sie fordern, die Grundsicherung um 40 Prozent zu erhöhen. Wie wollen Sie den Sozialstaat denn finanzieren?

Wir brauchen Umverteilung, um unsere Ausgaben zu finanzieren. Wir haben keine Wirtschaftswachstumsraten von fünf, sechs, sieben Prozent, die man bräuchte, damit der Laden läuft. Was wir aber haben, ist ein stark wachsendes Geldvermögen: Es ist allein in den vergangenen fünf Jahren um 46 Prozent gestiegen. Wir haben in Deutschland mittlerweile fast zehn Billionen Euro Geldvermögen auf den Konten. Da muss man an die Vermögenssteuer oder an die Kapitalertragsteuer ran. Und natürlich muss der Spitzen-

steuersatz wieder angehoben werden. Dass Schröder ihn als Kanzler von 53 auf 42 Prozent gesenkt hat, war fatal. Auf dem Wohnungsmarkt brauchen wir eine massive Mietpreisbremse, bis zum Deckel, und öffentlichen Wohnungsbau. Das Wohngeld ist Geldverbrennung, wenn horrenden Mieten es wieder auffressen.

Im April sind Sie wieder in die Linke eingetreten, nachdem Sie schon von 2016 bis 2022 Mitglied waren. Im Juni wurden Sie auf dem Parteitag gleich in den Vorstand gewählt. Wie kam es dazu?

Eines Abends, als ich mal wieder Nachrichten schaute mit all den Meldungen über die Kürzungspläne dieser Bundesregierung, entschloss ich mich ganz spontan zu dieser Kandidatur. Ich bin dann nach Potsdam zum Parteitag gefahren, ist ja keine Strecke von Lichterfelde, und war von meinem Wahlergebnis selber verdattert. Ich bin als einziger der Kandidaten für den erweiterten Vorstand im ersten Wahlgang gewählt worden – mit 60 Prozent aller Stimmen.

Das Durchschnittsalter bei der Linken liegt inzwischen bei 39 Jahren, auf dem Parteitag war die Hälfte der Delegierten zum ersten Mal da. Ihre Kandidatur hatte schon etwas von: Jetzt lässt Papa mal ran, der zeigt euch, wie das geht.

Das ist wohl so. Ein wenig peinlich. Aber dann kamen auch junge Leute auf mich zu und sagten: Gut, dass Erfahrung noch zählt. Ich habe in meiner Bewerbungsrede nur Soziales angesprochen. Ich hatte auf dem Parteitag das Gefühl, dass fast alles um den Gazastreifen, queere Themen und anderes kreiste. Alles wichtig. Aber Soziales ist für mich der Kern linker Politik. Ich glaube, das dürfte einer der Gründe für mein Wahlergebnis gewesen sein.

Dass Sie 2016 überhaupt bei der Linken eingetreten sind, als Funktionär eines Verbandes, der parteipolitisch neutral sein sollte, hat nicht wenige gestört.

Es hätte sich nicht mit dem Amt vertragen, wenn ich da in irgendwelchen Gremien gesessen hätte. Habe ich aber nicht, ich war nur Mitglied. Ausgetreten bin ich, weil ich nicht ertragen konnte, wie Sahra Wagenknecht die Partei zerstörte – mit ihren Putin-Reden, mit ihrem Buch, in dem sie die Linke schlechtgemacht hat. Und keiner in dem Laden konnte dem offenbar wirklich Einhalt gebieten. Jetzt bin ich nicht mehr beim Paritätischen, jetzt darf ich. Ich habe keine Lust, mir anzugucken, wie immer mehr Leute diese Gesellschaft gegen die Wand fahren und dadurch den Rechtsradikalismus in Deutschland stärken. Wie soll man da seinen Frieden finden? Mir das Elend vom Sofa aus anzuschauen, das schaffe ich nicht. Darum bin ich wieder eingetreten.

Beim Parteitag stimmten etwa 30 Prozent der Delegierten für einen Gegenantrag zur offiziellen Parteilinie, der das Existenzrecht Israels nicht ausdrücklich bekräftigte. Fühlen Sie sich damit wohl?

Ich habe mit den Leuten, die für den Gegenantrag gestimmt haben, noch keine Gespräche geführt. Ich sehe ihre Palästinensertücher, aber ich weiß nicht, was in ihren Köpfen vorgeht.

„Jede Gesellschaft braucht ihre Tabus. Dazu gehört für mich das Existenzrecht Israels. Das ist für mich nicht verhandelbar.“

Die Linke muss sich jetzt fragen lassen, ob sie in Teilen eine antisemitische Partei ist.

Jede Gesellschaft braucht ihre Tabus. Die sind dann in Ordnung, wenn sie aus der Geschichte heraus wohlbegründet sind. Dazu gehört für mich das Existenzrecht Israels. Das ist für mich nicht verhandelbar. Zugleich darf ich kritisieren, was Israel im Gazastreifen macht, dass dort massenhaft Menschen getötet werden, dass Hilfe für hungernde Kinder verweigert wird. Ich

kann nachempfinden, dass da Menschen wahnsinnig wütend werden oder verzweifeln. Dass sie dabei auch vergessen, dass am Anfang ein Riesenmasaker der Hamas an Israelis stand. Das kann selbstverständlich zu einer einseitigen Radikalisierung führen. Darum braucht man Tabus, die einen immer wieder wachrütteln.

Ihr Co-Vorsitzender Luigi Pantisano sagte, er wolle die Linke zu einer Partei für Arbeiter und Arbeiterinnen machen. Die meisten Neumitglieder haben einen akademischen Hintergrund. Wie sehen Sie das als Arbeiterkind?

Alle sind willkommen, nicht nur Arbeiter. Heute haben wir nur noch zwischen zehn und 20 Prozent klassische Arbeiter. Dazugekommen ist ein Riesenheer von Lieferando-Fahrern, Uber-Fahrern, Kioskbetreibern und anderen, die heute die unterprivilegierte Arbeiterschaft darstellen. Wenn Luigi von Arbeitern spricht, meint er auch die.

Sie sind der mit den Hammerkoteletten, der Tacheles redet, der gerne Interviews im Fernsehen gibt. Sie sind so etwas wie eine eigene Marke.

Na ja, wenn man mit dem Kanzler reden will, mit Ministern, wenn man etwas bewirken will in der Politik, hilft es, wenn die deine Nase kennen.

Seit wann haben Sie diese Koteletten?

Die trage ich schon lange so, ich glaube, seit der Jahrtausendwende. Ein Kollege kam nach seinem Urlaub mit so Koteletten an. Da dachte ich: nicht schlecht. Und da ich sowieso auf Accessoires der Rockgeschichte stehe, ließ ich die mal wachsen.



Schneider spielt als Hobbymusiker Grunge frei nach Neil Young.
privat

Wer ist da Ihr stilistisches Vorbild?

Neil Young, der hat solche Dinger bis heute. Meine erste Schallplatte war in den Siebzigern „Harvest“ von ihm. Als ich ihn entdeckte, war ich überwältigt: diese ungeheure Emotion. Dieses in sich Ruhende, diese fürchterlich coole Art. Er macht immer das, was er will, und nicht, was andere erwarten. Nach Folk und Country dachte ich, was soll jetzt noch kommen? Dann hat er den Grunge erfunden.

Waren das nicht „Nirvana“ und die anderen Bands aus Seattle?

Nein. Das war Neil Young. Der hat die inspiriert.

Sie spielen seit Jahrzehnten in verschiedenen Bands. Spielen Sie da auch Neil-Young-Songs nach?

Nein, wir covern. Das ist ein Unterschied. Wir nehmen seine sanftesten Folkstücke und machen daraus hammerharten Grunge. Wer covert, gibt etwas von sich dazu. So wie Joe Cocker bei „With a Little Help from My Friends“ von den *Beatles*, das ist etwas ganz Eigenes.



Neil Young, hier ein Foto aus dem Jahr 2016, inspirierte Ulrich Schneider zu seinen Koteletten.
Rich Fury/Invision/AP

Sie schreiben in Ihrem Buch: „Mein politischer Kampf gegen die Armut und für die Underdogs war ein ständiger Kampf gegen Windmühlen, begleitet von Lügen, gebrochenen Versprechen, viel Heuchelei und Skrupellosigkeit.“ Ein ziemlich ernüchterndes Fazit.

Mag sein. Vor allem ist es ein ehrliches Fazit. Ich wurde immer wieder enttäuscht und gelegentlich auch richtig verarscht, alle paar Jahre aufs Neue. In der Politik wird dir etwas zugesichert, natürlich gibt es mehr Geld für die Schwachen und Armen! Nach der Wahl ist alles anders. Ich bin häufig reingelegt worden. Und immer wieder musste ich erleben, wie Politik Menschen ausgrenzt. Als ich beim Paritätischen anfang, hatten wir eine Armutsquote von unter zehn Prozent. Mittlerweile liegt sie bei 17 Prozent. Ohne den Druck, der immer wieder von links gekommen ist, wäre es wahrscheinlich noch schlimmer. Das ist wie mit meinem Sport. Meine Frau fragt mich immer: „Sag mal, du rennst dreimal die Woche in den Fitnessclub. Wann sieht man denn mal was?“ Und ich sag dann immer: „Du weißt gar nicht, wie ich

aussehen würde, wenn ich das nicht täte.“

Zur Person:

Ulrich Schneider kam am 14. August 1958 in Oberhausen zur Welt. Er studierte Erziehungswissenschaften, Soziologie und Religionswissenschaften und wurde an der Universität Münster promoviert. 1988 fing er als Referent beim Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband an, dem Dachverband von mehr als 10 000 gemeinnützigen sozialen Organisationen. Von 1999 bis 2024 war er dort Hauptgeschäftsführer. Heute sitzt er im erweiterten Vorstand der Linken und arbeitet als Berater und Autor. Am 24. August erscheint sein neues Buch „Mutti, komma ans Fenster!“ im Westend-Verlag. Er hat zwei erwachsene Kinder, ist Hobbymusiker und lebt mit seiner Frau in Berlin.

© SZ - Rechte am Artikel können Sie [hier](#) erwerben.



Teilen



Feedback



Drucken

Winfried Kretschmann

„Ich vermute, 15 Prozent der Bevölkerung sind einfach Nationalisten“



Winfried Kretschmann hat als Ministerpräsident in Baden-Württemberg eine Ära geprägt. Im SZ-Interview spricht er über das Handwerkszeug von Regierungschefs, unbedachte Sätze und sinnlose Nachtsitzungen.

SZPlus Interview von Detlef Esslinger und Roland Muschel



Lesen Sie mehr zum Thema

Leben und Gesellschaft

Interview

Sozialpolitik

Arbeit und Soziales

Nei

Für Sie ausgewählt



Vorher-Nachher-Bilder

Deutschland trocknet vor sich hin

Sandbänke, wo einst Wasser plätscherte. Verdorrtes Gelb, wo vorher Grün war. Die anhaltende Hitze ist dem Land zunehmend anzusehen. Bilder einer neuen Normalität.

SZPlus Von Corinna Koch und Leonard ScharfenbergMeinung **Ceuta****Sánchez zu kritisieren, ist mehr als nur Populismus****SZPlus** Kommentar von Josef Kelnberger



Leute

Sieben Jahre trocken, „dann bin ich wieder rückfällig geworden“

Brad Pitt trinkt wieder, Shakira solidarisiert sich mit den Erdbebenopfern in Kolumbien, und Rod Stewart unterbricht seine Tour erneut.



Kolumne „Schön doof“

Echt jetzt?

Wundersame Haarvermehrung: Warum das Internet gerade mit Spekulationen über Donald Trumps Frisur überschwemmt wird.

Kolumne von Julia Rothhaas





Meinung **USA**

Trump nutzt sein Amt jetzt ganz offen für Insiderhandel

SZPlus Kommentar von Ann-Kathrin Nezik



Filmpremiere des neuen Eberhofer-Krimis

Zum Erfolg verdammt

Bei der Filmpremiere von „Steckerlfischfiasco“ im Mathäser-Kino präsentieren sich die Autorin Rita Falk und das Filmteam in schönster Harmonie – und eine Schauspielerin wird besonders gefeiert.

SZPlus Von Christian Mayer





Madagaskar

„Es ist, als sei einer von uns gestorben“

Der größte Baobab Madagaskars stirbt, nach mehr als tausend Jahren. Wahrscheinlich hat auch ihn der Klimawandel dahingerafft. Jetzt suchen die Menschen einen Nachfolger für den Baum, den sie wie einen Gott verehren.

SZPlus Von Paul Munzinger (Text und Fotos)



Immobilienpreise

Grundstückswerte in München fallen auf Niveau von vor zehn Jahren

Um bis zu 30 Prozent sind die Bodenrichtwerte gesunken. Was das für Käufer, Eigentümer und Mieter bedeutet.

SZPlus Von Sebastian Krass





Brandenburg

Sie kommen in der Nacht und klauen die besten Rinder

In Brandenburg wurden zuletzt Hunderte Kühe gestohlen. Wer aber glaubt, sie seien einfach zu ersetzen, muss mit dem Züchter Volker Naschke reden. Der sagt: Ein Rind ist doch kein Trecker.

SZPlus Von Renate Meinhof



Bundeswehr

Na dann, stillgestanden

Dieses Land tut sich schwer, die Jugend für den Kriegsdienst zu begeistern. Zehntausende bräuchte man, gemeldet haben sich: 530. Unterwegs mit Soldaten auf Probe, die austesten, was das heißt, für dieses Land kämpfen, töten, und: sterben.

SZPlus Von Andreas Glas (Text) und Mark Siaulys Pfeiffer (Fotos)





Donau

Die Donau gibt ihre Toten zurück

Es lohnt sich, den Schlamm im leeren Flussbett zu deuten. In ihm liegt neben Zivilisationsmüll die Erkenntnis: Europas großer Strom ist so viel mehr als ein Wirtschaftsraum.

SZPlus Von Gerhard Matzig



Berliner Luxushotel

Adlon soll für mindestens 280 Millionen Euro verkauft werden

Das Hotel am Brandenburger Tor zählt zu den berühmtesten Häusern Deutschlands. Nun möchten die Eigentümer es gerne veräußern.





Bundespolitik

DNA an Drohne am Leipziger Flughafen gefunden

Medienberichten zufolge wurden DNA-Spuren an der Drohne gefunden, die vergangene Woche auf dem Flughafen Leipzig/Halle gesichert wurde. Laut „Bild“ stimmen diese mit bereits bekannten DNA-Spuren überein.



Secret Service

Trumps Flucht im Catering-Container

Eine Geheimoperation wie bei 007: Der US-Präsident geht in Ankara ganz normal an Bord der „Air Force One“, verlässt dann aber heimlich das Flugzeug. Was dahintersteckt.

SZplus Von Reymer Klüver





Meinung **Uefa**

So geht man mit Bullys um

SZPlus Kommentar von Hubert Wetzel



VERLAGSANGEBOT

Süddeutsche Zeitung

SZ Abonnements:

[AGB](#) [Datenschutz](#) [Datenschutz-Einstellungen](#) [Abo telefonisch kündigen](#) [089/2183-8955](#)
[Abo online kündigen](#) [Abo widerrufen](#)

Vertrag mit Werbung:

[Vertragsbedingungen](#) [Datenschutz](#) [Cookie-Policy](#) [Vertrag mit Werbung kündigen](#)
[Widerruf nach Fernabsatzgesetz](#) [Widerspruch](#)

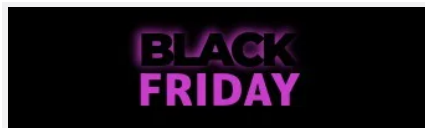
[Utiq verwalten](#)

[Kontakt und Impressum](#)

[Infos zur Barrierefreiheit](#)

ANZEIGE

EXKLUSIVE GUTSCHEINE FÜR SZ-ABONNENTEN



Black Friday Black Week
Exklusive Gutscheine für
SZ Plus Abonnenten



Exklusive Gutscheine
Höchste Rabatte für SZ
Plus Abonnenten!

Bootsschule **1**

Bootsschule1
Exklusiver 15€
Rabattcode von...

Zur SZ-Startseite